

Freies Sonntagblatt

Beilage zum

„Rheingauer Beobachter“.

Nachweisbar größte Abonnentenzahl in der Stadt Eltville.

Verlag von Edwin Sorge's Buchdruckerei, Eltville a. Rh.

Vier Könige.

Kriegsroman von A. Gaber.

(Fortsetzung.)



Als sie wieder im Zimmer saßen, legte Fräulein Olga ihre feinen Hände auf die rote Blüschdecke und strich nachdenklich hin und her. „Wie kam denn das?“ fragte sie.

„Ich weiß ja auch nicht,“ begann Rose. „Ich fing von Rolf an. Hat sie denn keine Nachricht von ihm erhalten?“

„Gar keine Nachricht. Seit drei Wochen nicht,“ sagte Fräulein Olga bekümmert.

Da öffnete Rose ihr Täschchen und zog eine Feldpostkarte hervor. „Hier ist eine Karte von ihm, die er vor fünf Tagen abgesandt hat. Wie er darauf schreibt, steht er voraus, daß ich bereits durch seine Mutter von der Ankunft meiner Sendung erfahren habe.“

Fräulein Olga riß dem jungen Mädchen die Karte aus der Hand. „Da haben wir's ja. Der Brief an die Mutter muß verloren gegangen sein.“

„Der Brief kann ja noch eintreffen,“ sagte Rose.

„Gewiß. Vielleicht morgen. Vielleicht am Nimmermehrstag. — Aber wie kommen Sie denn zu einer Karte von dem Flieger Rolf Piers, den Sie ja doch gar nicht kennen?“

„Gimmel! War das ein Blick, der Rose aus den hellen Augen des Fräulein Schroth traf! So hatte sie noch niemand angesehen. Es war ein ganz seltsames Gefühl, das Rose durchrieselte. Unbewußt empfand sie es, daß hinter solchem Blick sich ein Schutz barg, der die Verantwortlichkeit ihres Tuns mitrug. Dieser Blick sagte: „Ich mache über dich. Ich habe mehr Erfahrungen als du, und ich bin bereit, dich zu schützen.“

„Es ist ja gar nichts weiter dabei,“ sagte sie mit einem mutigen Versuch, zu lächeln. „Ich habe in die Strümpfe ein kleines Gedicht gesteckt und meine Adresse darunter geschrieben. Nun hat er mir darauf geantwortet.“

„Aber Kind!“ sagte Fräulein Olga liebevoll, „warum haben Sie denn das

nicht gleich gesagt! Wir hätten uns doch gefreut!“ Sie strich leise mit der Hand über Rolf's Arm und ließ sie auf ihrer Schulter liegen. „Therese hat ihm ja auch von Ihnen geschrieben, daß Sie ihr stricken halfen. Sie sehen es ja aus der Karte, daß er Sie bereits kennt.“

„Du, Therese,“ sagte sie zu der eintretenden Frau Piers, „es ist ein Brief an dich von Rolf verloren gegangen. Vielleicht kommt er auch später noch an. Aber Rose hatte eine Karte von ihm. Höre einmal zu.“

Die Mutter setzte das Tablett mit den Tassen eilends hin, und nun stand sie da mit schlaff herabhängenden Händen und großen weitoffenen Augen, während um die Lippen ein schmales Lächeln irrt.

Fräulein Olga setzte sich den Knieker auf und las:

„Sehr geehrtes, gnädiges Fräulein! Nachdem ich mich einige Tage durch die Vorfreude auf den Genuß neuer Strümpfe trainiert hatte, durften heute meine Füße ihren Einzug in die neue Behausung feiern. Zuerst der rechte, dann der linke. In letzterem entdeckte ich das Zettelchen von Ihrer Hand. Ich bin noch niemals seitens der deutschen Damenwelt solcher Liebesgaben begrüßung teilhaftig geworden und mein Dank an Sie ist daher umso größer, als ich hoffen darf, daß Sie die nämliche junge Dame sind, von der mir meine Mutter unlängst schrieb. Ich habe in meinem Briefe an Mutter auch danach gefragt, aber noch keine Antwort erhalten. Mit herzlichem Gruß und nochmaligem Dank Ihr ergebener Rolf Piers.“



Die Durchschlagskraft des deutschen Gewehrgeschosses.

Eine englische Aufnahme zeigt uns hier, wie eine deutsche Gewehrpatrone in die Patronentasche eines englischen Soldaten gefahren ist, dort in einem Geschosrahmen vier Patronen durchbohrte und in den letzten beiden stecken blieb.

„Mein Koff!“ sagte Frau Viers und drückte die Hände an die Schläfen. „Es hand aber doch in der Zeitung, daß er in russische Gefangenschaft geraten ist?“

„Ja,“ sagte Fräulein Olga. „Das ist aber schon länger her. Er wird also auf irgend eine Weise freigelassen sein, was wir ja jedenfalls noch erfahren werden. Aber da steht noch etwas am Rande; das ist zu klein geschrieben, das kann ich nicht lesen.“

„Ich kann's,“ sagte Rose. Sie nahm die Karte und las: „Ich werde in den nächsten Tagen nach Berlin kommen und hoffe, Ihnen alsdann persönlich meinen Dank abzustatten zu können.“

„Koff kommt!“ Jauchzte Frau Viers auf. Heiß stieg es ihr vom Herzen zu den Augen empor, und sie konnte es nicht hindern, daß die Tränen von neuem herabstürzten. Wie eine tröstende Mutter legte Olga den Arm um die Schulter der weinenden Freundin. — — —

Rittmeister von Vinski rüstete sich zum Besuch bei Frau Viers, der er Grüße von ihrem ältesten Sohne, dem Dr. Theo Viers, zu überbringen hatte. Seine hohe, sehnige Gestalt ragte vor dem hohen Pfeilerpiegel auf, die Haltung war straff, der Blick der grauen Augen, den die Leiden der letzten Wochen getrübt hatten, war wieder scharf und hell wie einst. Und — wirklich — auf seinen Wangen zeigte sich ein seines Rot. Zehn Tage weilte er nun hier, und schon war es zu spüren, wie wohl ihm der Aufenthalt in diesem schönen Heim tat und wie ihn die Ruhe stärkte, die dort herrschte. Den Arm mußte er allerdings noch in der Binde tragen; und der linke Fuß, aus dem die Kugel entfernt worden war, schleppte noch ein wenig. Aber das war doch nichts mehr im Vergleich zu der Verfassung, in der er damals ins Lazarett geschafft worden war. Wirklich, Dr. Theo Viers hatte sein Meistersstück gemacht, als er des Ferundes Wunden zum Schließen brachte.

Es war ein herrlicher Tag. In der Nacht war Rauheis gefallen und hatte alle Zweige und Spizen mit einer feinen, weißen Kruste überzogen, die nun im hellen Sonnenschein der Mittagsstunde blühte, als seien sie aus Diamanten zusammengesetzt. Er trat ans Fenster. Eine unberührte, glühende Schneedecke ruhte auf der Allee, die hinaus zum See führte, dessen waldbaum-säumte Ufer schimmerten wie ein verzaubertes Königreich. Der Himmel strahlte im sanften, lichten Blau; wie ein großes, weites Tor sah er aus, bereit, die Blüten aller Herzen in sich aufzunehmen, die in Wangen und Lagen emporstiegen und in seiner Unendlichkeit Trost suchten in dem großen Leid, das über die Erde gekommen war.

Frau Berthold hatte ihm das Auto zur Benutzung zur Verfügung gestellt. Es wandelte ihn jedoch eine unbezwingliche Lust an, ein Stück Weges zu Fuß zurückzulegen. Allerdings war das in seinem leidenden Zustand nicht ganz ungefährlich. Er konnte ausgleiten und hinfallen, und nachher ging die Fiklerei von neuem an.

Während er noch überlegte, was er tun sollte, klopfte jemand leise an seine Türe. Es war Rose, die nun frisch wie der Frühling vor ihm stand.

Rose war gleich am ersten Tage seines Hierseins sein Liebling geworden.

Sie war an der Tür stehen geblieben und sah den Rittmeister bittend an.

„Nun, was hat denn das kleine Fräulein auf dem Herzen?“ fragte er. „Schließen Sie mutig los. Man an den Feind.“

Rose lachte vergnügt. „Der Feind ist nicht zu fürchten,“ sagte sie. „Ich wollte Sie nur fragen, ob Sie vielleicht meine Begleitung brauchen können, wenn Sie jetzt zu Frau Viers fahren. Nehmen Sie mich doch mit, bitte! Sie können ja meiner Mutter sagen, daß Ihnen meine Begleitung erwünscht sei, da sie sich erst ein Stückchen in der Sonne bewegen möchten.“

„Das ist ganz meine Ansicht,“ pflichtete er bei. „Ich habe auch soeben die Möglichkeit eines solchen Spazierganges erwogen. Sie kommen mir wirklich wie gerufen. Also, Fräulein Rose, in einer Viertelstunde erwarte ich Sie.“

„Ja ja,“ nickte sie. „Ich werde pünktlich unten sein. Und — wenn Sie mit Mama sprechen wollten — sie ist im Wintergarten.“

„Danke ergebenst,“ sagte er und verneigte sich. Rose glitt zur Tür hinaus.

Die Beete im Wintergarten standen in üppigster Blüte. Tulpen trugen stolz ihre leuchtenden Farben zur Schau, zarte Aro-lisse standen, schüchternen Kindern gleich, daneben; duftende Spazinthen reckten sich gradstengig in die Höhe, und niedliche Primeln lugten aus grünem Blättergewirr hervor. Dahinter bogen hochstämmige Palmen ihre graziösen Fächer. Ueber goldgelben Fries führte der Weg zu einer weißen Mauer, die tief in eine grün-säumte Nische eingebettet war. Dahinter erklang das leise Plätschern einer Quelle, die zwischen moosbewachsenen Felsen hindurchrieselte und in ein Aquarium mündete, das zahlreichem Wassergetier einen behaglichen Aufenthalt bot.

Auf der weißen Mauer saß Frau Leonie Berthold.

Der Rittmeister schritt auf sie zu. „Wie rührend hilflos Sie aussieht,“ dachte er. Er nahm unwillkürlich eine straffere Haltung an. Die Kraft schien plötzlich in ihm zu wachsen, jene Kraft, die dem Manne gegeben ist, damit er des Weibes Stütze und Schutz sei.

Sie reichte ihm die Hand, die er galant an die Lippen zog.

„Gnädige Frau,“ sagte er und ließ sich langsam, ihrer Einladung folgend, auf die Bank an ihrer Seite nieder, „ich bin im Begriff, zu Frau Viers zu gehen — zu gehen — gnädige Frau. Es ist so prächtiges Winterwetter draußen, daß es mich lockt, einmal den Versuch zu wagen, wie weit mich meine Füße tragen werden. Ihr Fräulein Tochter ist bereit, mich zu begleiten, wenn Sie es gestatten?“

Ueber die weichen Linien des zarten Frauengesichtes huschte ein Ausdruck leisen Staunens. Rose? Der Rittmeister suchte Roses Begleitung? War sie ihm so — wert? Freilich, wenn sie der musikalischen Übungen beider gedachte — ja! Rose verstand es, ihm zu schmeicheln. Sie war kein Kind mehr. Liehte sie ihn? Nein,

Liebe war das nicht. Es war nichts weiter als ein freies Spiel.

„Gnädige Frau,“ sagte der Rittmeister noch einmal. „Ich bitte darum.“

Sie sah ihn an, als verstände sie erst jetzt den Sinn der Worte, die er gesprochen hatte.

„Selbstverständlich,“ sagte sie. „Verzeihen Sie, ich war vorhin in Gedanken. Ich gestatte es sehr gern.“

„Ich danke Ihnen.“ Er erhob sich langsam. Noch einmal verneigte er sich vor ihr und schritt dann dem Ausgange zu.

Sie blickte der hohen, statlichen Gestalt nach, und ein bitteres Gefühl quoll in ihr hoch.

Süß dufteten die Narzissen, der warme Hauch der Sonne drang durch die bleigefärbten Fensterscheiben und legte sich küssend auf die Blumengesichter, und es sah aus, als lächelten sie der Segenspenderin entgegen.

Die schöne Frau saß mitten unter ihnen. Sie hatte das Anklitz in den weißen, mit blühenden Ringen bedeckten Händen geborgen und weinte.

„Lieber Freund! Ich bin auf einige Stunden allein und diese kostbare Zeit, die ganz mein Eigentum ist, muß durch etwas noch Kostbareres geschmückt werden. Darum schreibe ich an Sie.“

Sie haben in Ihrem letzten Brief gefragt, ob Ihr Mittel schon dem ersten Schritt zum Erfolg entgegengeführt habe, ob der Pflegling mir Mühe und Sorge bereitet und mich dadurch glücklich macht. Beide Fragen möchte ich noch strenger Selbstprüfung verneinen. Herr von Vinski ist ein viel zu ritterlicher Charakter, um mir in irgend einer Weise durch seine Gegenwart beschwerlich zu sein. Ich habe ihn sogar im Verdacht, daß er seine eignen Wünsche zurücktreten läßt gegen das, was in unserm Hause zur althergebrachten Gewohnheit geworden ist. Wenn nicht die gemeinschaftlichen musikalischen Übungsstunden mit Rose wären, bei denen es etwas geräuschvoll zugeht, würde ich seine Anwesenheit kaum gewahrt werden. Wir sehen uns nur zu den gemeinschaftlichen Mahlzeiten, selten zu anderer Stunde. Sie wissen ja, daß vielseitige Betätigung meine Stunden voll besetzt hält. Er ist dagegen viel mit Rose zusammen. Sie promenieren mit einander im Garten, und während er seinen, noch immer nicht ganz hergestellten Fuß ausruht, liest sie ihm aus der Zeitung vor. Des Abends spielen sie zusammen Schach. Rose ist in der letzten Zeit bedeutend ernster und reifer geworden. Oft macht sie den Eindruck einer erwachsenen Dame. Sie wird ja nun auch bald achtzehn.

Heute sind sie zusammen zu Ihrer Mutter gefahren, und dieser Fahrt sollte ein gemeinsamer Spaziergang durch den Wald vorausgehen. Ich habe ihnen nachgesehen, als sie das Haus verließen, und ich muß sagen, ich habe selten ein hübscheres Paar gesehen. Freilich ist der Altersunterschied sehr groß; er steht doch im Anfang der Vierzig. Aber das gibt nicht immer den Ausschlag.

Der Gedanke, daß Herr v. Vinski vielleicht demnächst vor mich hintreten könnte, um Rose zu begehren, verursacht mir Pein.

Nicht etwa deshalb, weil ich mich dadurch vor der Zeit gealtert fühle, o nein. Ich weiß sehr wohl, daß ich nichts mehr vom Leben zu erwarten habe und daß mein ganzes Lebensglück in dem meines Kindes wurzelt. Eine Mutter, die des Lebens bitteren Trank bis auf die Reize geleert hat, möchte das geliebte Kind vor den gleichen traurigen Erfahrungen behüten, an denen ihr eigenes Glück in Scherben ging. Die zehn Jahre währende Krankheit meines Mannes, die an seinem Lebenslager verbrachten, qualvollen Stunden haben mein Leben vergiftet.

Raten Sie mir, Theo!

Ihre tiefunglückliche Leonie.*

Frau Leonie Verthold las das Schreiben noch einmal durch, unterstreich einige Worte, die sie besonders hervorheben wollte, und ließ den Brief sogleich zur Post tragen.

Roses Herz pochte vor Seligkeit, als sie neben dem stattlichen Rittmeister durch die winterlich geschmückten Straßen der Kolonie Grunewald dahinschritt. Von einer Straßenkreuzung zur andern war das Paar ein Ziel diskreter Neugier, und mit Interesse folgten ihm Blicke der Lustwandelnden. Der Rittmeister trug den linken Arm noch in der Binde; das Eisene Kreuz 1. Klasse und das Bändchen des Eisernen Kreuzes 2. Klasse zierten den Uniformrock. Zur Entlastung des noch immer geschwächten linken Fußes stützte er sich beim Gehen auf einen Stock und dennoch, trotz seiner Gebrechlichkeit, war die zarte Rücksichtnahme gegen seine Begleiterin deutlich erkennbar. Rose war unbeschreiblich stolz, daß sie sich neben einem Verwundeten auf der Straße zeigen konnte, der ein Rittmeister und zweifacher Ritter des Eisernen Kreuzes war.

Und doch war das gar nicht der Hauptgrund ihrer Bitte gewesen, daß der Rittmeister sie mitnehmen möge. Da stand noch ein anderer Gedanke, ein anderes Hoffen im Vordergrund.

Rolf Viers war auf einige Tage beurlaubt und bei seiner Mutter, und Rose Verthold brannnte darauf, ihn kennen zu lernen. Aber eine unerklärliche Scheu hatte sie bisher davon zurückgehalten, Frau Viers ohne eine äußere Veranlassung zu besuchen. Der Besuch des Rittmeisters bot ihr daher eine willkommenige Gelegenheit, ihrem brennenden Herzenswunsch die ersehnte Erfüllung zu verschaffen, ohne daß man den wahren Grund erkannte.

Frau Viers empfing die Besucher mit umständlicher Feierlichkeit. Ein königlich preussischer Rittmeister hatte noch niemals in ihrem roten Plüschsessel gesessen, und nun war es gar noch ein Verwundeter, der in dem großen Weltkriege mitgekämpft hatte! Und noch ein Drittes kam hinzu, daß diesen Besuch in ihren Augen über alle Ereignisse emporhob: Rittmeister von Winski war der Freund ihres Theo.

O, dieses Glück! Was war sie für eine glückliche Mutter! Wie beneidenswert fühlte sie sich! Ihr Sohn Rolf war zurückgekehrt, heil und unverletzt, und er trug das Verdienstzeichen der Flieger. Er war frisch und vergnügt wie immer, vielleicht etwas fecker noch als sonst. Er schien

seinem Ehrentitel „der tolle Rolf“ wirklich Berechtigung verschaffen zu wollen.

Was hatte der Junge in den wenigen Wochen alles durchgemacht! Er hatte Gefahren überstanden, die noch jetzt bei der Schilderung des längst Erlebten, das Blut der Mutter erstarren ließen. Wenn er ihr das alles in seinen Briefen geschrieben hätte, oder wenn sie, wie sie es oft heimlich gewünscht hatte, den Märchenspiegel besessen hätte, in dem man das Schicksal eines geliebten Wesens in der Ferne sieht, so wäre sie sicher hundertmal gestorben vor Angst.

Und während noch das Staunen über die Heldentaten Rolfs, das zitternde Verwundern ihres überglücklichen Herzens in ihr glühte, kam dieser Rittmeister v. Winski und war voll des Lobes über Theo, ihren anderen Sohn!

Noch niemals hatte sie daran gedacht, daß Theo eigentlich auch ein Held war, daß er ebenso wie ein Soldat von einer Kugel erreicht werden konnte, wenn er auf dem Schlachtfelde die ersten Notverbände anlegte — daß er jetzt im Feldlazarett arbeitete, Tag und Nacht, um die Wunden zu schließen, die mörderische Kugeln und Eisensplitter in blühendes Fleisch rissen. Seine Tätigkeit auf dem Kriegsschauplatz war ihr immer als etwas ganz selbstverständliches erschienen. Es war doch eben sein Beruf, Kranke zu heilen, und es war doch gleich, ob er einen verunglückten Arbeiter vor sich hatte oder einen verwundeten Soldaten! Sie nahm die Lobreden des Rittmeisters mit innerlicher Freude, aber ohne besondere Erregung entgegen.

„Ja, er ist ein tüchtiger Arzt gewesen,“ sagte sie stolz.

Der Rittmeister wollte etwas erzählen, was die besondere Tapferkeit Theos in ein rühmendes Licht stellte, aber in diesem Augenblick öffnete sich die Tür und Rolf Viers trat ein.

Mit dem Rennerblick eines durch vieljährige Dienstzeit Geschulten umfasste der Rittmeister die schlante Gestalt des „tollen Rolfs“, von dessen Wagemut ihm Theo schon wahre Wunderdinge erzählt hatte. „Ein schneidiger Kerl!“ dachte er. „Mit einem halben Duzend von der gleichen Sorte ließe sich wohl was anfangen, was die Welt verblüffen würde. Er merkte es auf den ersten Blick: Der Mann da hatte die Furcht vor dem Tode überwunden. Wie ein Erstandener schien er es hinauszurufen: „Tod — wo ist dein Stachel? Wo ist dein Sieg?“ Leute solchen Schlages sind selten, viel seltener als man ahnt und weiß. In einer verborgenen Herzensede bleibt meist ein Nestchen der Liebe zum Leben haften und legt sich im Augenblick der Entscheidung hemmend zwischen das Wollen und das Tun, wie ein winziges Sandkörnchen, das das Räderwerk der Maschine stört und oft genug zum Stillen bringt.“

Und weil diese Menschen wie Rolf Viers einer war, die den Tod nicht fürchten und ihm fast ins Ansehn bliden, ist es, als ob der Tod selber Furcht empfinde vor ihnen; er ist ein feiger, heimtückischer Gesell. Er weiß es ja, seine Beute ist ihm sicher. Eines Tages wird der Sieger zu ihm kommen und sagen: „Nimm mich

mit. Ich bin milde. Wette mich in Deinen Armen, laß mich — schlafen —“

Bald war der Rittmeister mit dem jungen Flieger in regem Geplauder, an dem die beiden Damen laufend Anteil nahmen.

Rose hielt ihr Köpfchen gesenkt. Als ihr Rolf Viers die Hand gereicht hatte, war ihr das Blut vom Herzen in die Wangen gestaut. Sie war sich so hilflos vorgekommen, daß sie unwillkürlich nach einem Halt suchte, der ihren zitternden Gliedern Stütze gab, und es war seine Hand, an der sie sich hielt, sekundenlang.

Er erwiderte die scheue Schmiegsamkeit ihrer Finger mit einem festen, gärtlichen Druck. Rose fühlte eine Blutwelle durch ihre Adern rinnen. Verwirrt entzog sie ihm die Hand und senkte den Kopf. Sie hatte plötzlich die Empfindung, als wenn sie ein Unrecht begehe.

Und dennoch wurde sie des fremden Gefühls nicht Meister; es wurde mächtig, immer mächtiger in ihr, je länger sie den Zauber auf sich wirken ließte, der von Rolf Viers ausging. Sie begann, Werner seinem Bruder Rolf vergleichend gegenüberzustellen. Werner kam ihr jetzt unendlich pedantisch vor mit seiner lehrhaften, alles besserwissenden Art. Er hatte sie immer mit der Ueberlegenheit eines großen Bruders behandelt, der die Torheiten der jüngeren Geschwister belächelt. Und dabei waren sie doch fast gleichalterig; und Werner war Schüler bis zu seinem Eintritt in den Felddienst gewesen, während sie schon längst als eine erwachsene junge Dame galt! Rolf war zu ihr ganz, ganz anders. Sie fühlte es mit dem feinen Instinkt der Eva-tochter — Rolf sah in ihr das Weibliche und er huldigte ihr. Wie ein süßer Hauch kam diese Erkenntnis über sie und machte sie in selbigem Schauer erzittern. „Ist das die Liebe?“ fragte sie sich. „Wer weist mir den rechten Weg? Muß ich Werner treu bleiben weil ich — ja, was wollte sie denn? Sie forschte in ihrem Erinnern und fand nichts, was sie an Werner Viers band.“

Und auf einmal sah sie im Geiste zwei strenge dunkle Augen vor sich, und fühlte eine feine Hand, die ihr über den Arm strich und auf ihrer Schulter liegen blieb, als wolle sie sie leiten und schützen. Sie beschloß, zu Fräulein Olga Schroth zu gehen und sie um Rat zu bitten in der großen Not ihres jungen Herzens.

„Wir flogen über den Wald,“ erzählte Rolf mit der ihm eignen, kurz abbrechenden Art. Er ging mit leise wiegenden Schritten auf dem Teppich hin und her, die Arme im Rücken verschränkt. Seine Glieder waren frei in ihrer Bewegung, wie er es wollte. Die Augen des Rittmeisters leuchteten. „Dem gönne ich ein langes Leben,“ dachte er. „Wenn dieser famose Körper vorzeitig zerfallen sollte — um den wäre es bitter schade.“

Der Wald wimmelte von Russen. Rufen, deren Schreien manchmal wie ein Brausen zu uns empor drang. Wir gingen nieder. 500 Meterschicht! Stopp. Die erste Bombe sang — sauste. Ein Grab für Viele. Aber die anderen schrien umso toller. Zielen, schossen. Im Nu waren die Tragflächen wie ein Sieb durchlöchert. Also hoch. Eine scharfe Bö pakte uns von

der Seite. Wie ein Ball flog der Apparat herum. Windstärke 8. Eine Wolke nahm uns auf. Wir hatten genug gesehen. Unser Erkundungsflug war geglückt. Nun schnell zurück. Aber da wollte der Motor auf einmal nicht mehr. Pochte wie ein krankes Herz. Dann sehte er ganz aus.

Es war Nacht. Aber wir kamen doch herunter, haben uns freilich ein bißchen hart aufgesetzt, er lachte leise. „Wir befanden uns dicht am Rande des Waldes. Aber ein Lauf über die Wiese wäre unser Tod gewesen. Die Silhouette unserer fliehenden Gestalten bot dem Feinde bestes Ziel. Also in den Wald. In einer Erdgrube haben wir den Abbruch des Tages erwartet. Die Kosaken umdrängten unseren Apparat, aber uns fanden sie nicht. Dann zogen sie weiter, auf unsere Stellungen zu. Na. Es war die höchste Zeit. Wir mußten uns trennen. Einer mußte die Russen zurücklocken, aufhalten, sich gefangen nehmen lassen, ihnen etwas vor-

schlafen,“ sagte ich. Aber sie schnitten mir Grimassen und schüttelten den Kopf. Die Anderen kamen zurück, hatten Heinrich nicht gefunden. Ich dachte: Wenn er schnell gelaufen ist, kann er jetzt bei den Unsern sein. Also noch eine halbe Stunde, wenn ich's erlebte. Die Kerls sahen mich so lässig an.

(Fortsetzung folgt.)

Vor dem Tor.

Wandereien im Unterstand.

Von Albert Petersen.



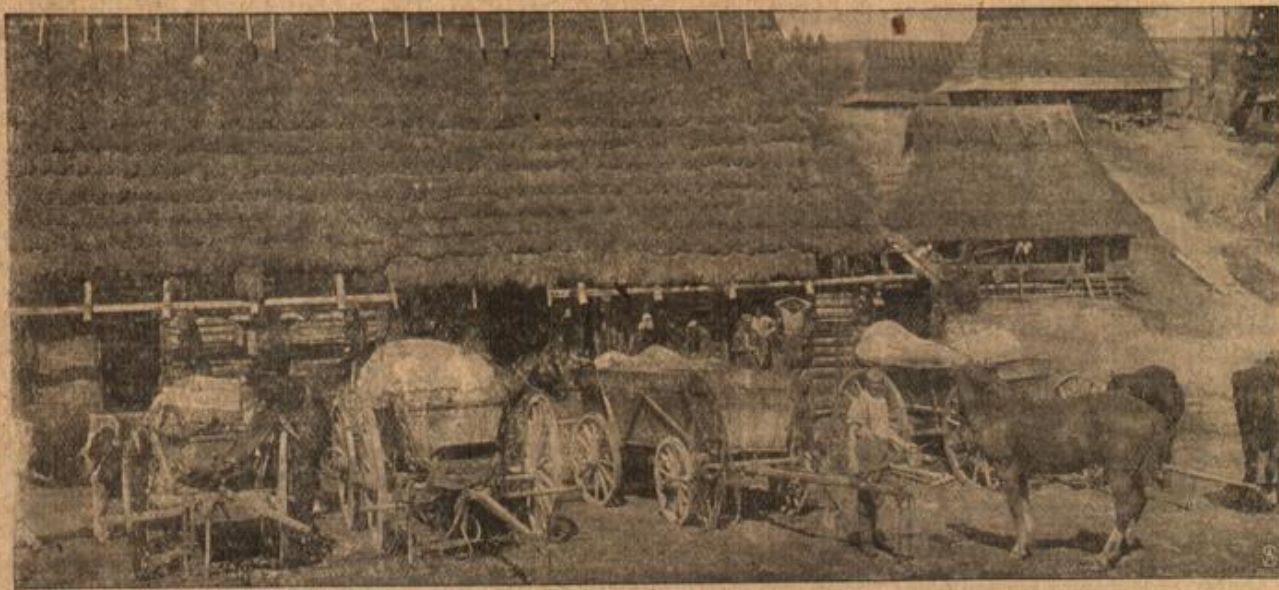
Nach nächtlichem Tag war früh der Abend hereingebrochen. Es regnete und regnete, dazu pffiff ein rauher Wind über Schützengräben und zerstampfte Felder,

„Erzählen, erzählen,“ rief man.

„Ja,“ entschied der Hauptmann, „gestern abend hat Kersten uns eine nicht kriegerische Geschichte erzählt, heute sind Sie dran, Behrns. Gestern verleidete uns des Herrn Gegners Munitionsvergeudung das frühe Einschlafen. Heute trommelt der Regen so impertinent auf unser Kasinobach. Also los, Behrns.“

Und Leutnant Behrns ließ sich nicht nötigen.

Ich trug damals die himmelblaue Sekundaneruniform. Die Aussicht, nach mehr als drei Jahren, wenn alles gut ging, auf irgend einer hohen Schule Deutschlands Mühe und Band tragen zu können, war uns ungeduldrigen Jungen ein zu geringer Trost, und wir gründeten die obligate geheime Verbindung. Man mag darüber nun sagen, was man will, und Herr Hauptmann werden als königlich preussischer Gymnasial-Professor ja auf der Gegenseite



Einquartierte Reserven der deutschen Südarmee in den Karpathen.

Phot. Alfred Franke

lügen, indes der Andere auf Schleichen zurückeilte. Letzteres sollte Heinrich Steffen tun. Seine Beine waren slinker als meine. Er eilte davon, wie der Wind, durchquerte ein Stück Wiese, um eine Ede abzuschneiden. Ich gab Schüsse ab. Das wirkte. Kerls glaubten sich von rückwärts angegriffen. Sie kamen zurück. Ich schoß wie wahnsinnig. Wen ich aufs Korn nahm, der fiel. Endlich hatten sie mich. Freudengeheul! Wo der andere sei? fragten sie. Ich zeigte nach der Wiese hin. „Fluß“, sagte der Eine. Sie glaubten also, daß er nicht über den Fluß kommen werde. Ein Teil eilte nach jener Richtung hin. Die anderen nahmen mich in Verhör. Fragten, wo deutsche Truppen seien? Ich suchte die Adj. In. Woher wir kämen? Insterburg. Ich wurde gefesselt. Den Revolver hatten sie mir schon vorher abgenommen. Wir zogen uns tiefer in den Wald zurück. Ich mußte mit. Schauerlich. — Schließlich wurde ein Lager gerüstet. Alles legte sich hin und schlief. Nicht band man an einem Baum fest. „Auch

durch das kahle Geäst einzelner Bäume und zerbrochene Häusertrümmern.

Der Hauptmann hatte eben die Meldung der abgelösten Vorpösten entgegen genommen, war noch einmal den ganzen schmierigen Schützengräben entlanggeschritten und trock jetzt wieder in den Offizier-Unterstand, in dem seine Leutnants bei trübem Kerzenlicht hockten.

„Natürlich hat Kersten sich wieder in seinen Hamlet vertieft,“ meinte er schinbar unwillig.

„Haha, für Behrns ist heute Goethes Faust angekommen,“ lachte ein anderer.

„Wenn Sie den zweiten Teil lesen, Behrns, entziehe ich Ihnen das Buch; darunter muß Ihr Geist und so der Dienst leiden.“

„Aber, Herr Hauptmann,“ widersprach Behrns, „mir ist's nicht um die Philosophie, sondern um die Poesie des Faust zu tun. Sie erinnern sich — die Szene „Vor dem Tor“. Die weckt in mir alte Erinnerungen.“

stehen — jedenfalls war's eine ideale Zeit, Freiheit und Poesie waren die Schlagworte, und über allem das Vaterland! Ich weiß noch, daß in jener Zeit gerade der deutsche Gesandte in Peking ermordet war. In jedem von uns glühte der deutsche Zorn, und jeder von uns hätte sich gern freiwillig zum Nachfeldzug gemeldet. Und wenn der Landesvater stieg, und wir sangen: „Deutschlands Söhne — laut ertöne — unser Vaterlandsgefang“, — so meinte jeder es ernst mit seinem Schwur. So nahmen, außer dem „stumpfen Büffeln“ für die Schule unser geheimer Bund, nationale Politik — wie wir sie damals verstanden — und mancherlei interessante Lektüre unre Zeit so in Anspruch, daß für ein weiteres Ideal — „stoßt an, Frauenlieb lebe“ — kaum ein Gedanke blieb. Und wenn zufällig das Lied stieg „Bruder, deine Liebste heißt —“, mußten die meisten sich erst befinnen und sangen dann doch, weil sie keinen Namen wußten, so wie es im Kommerzbuch steht: „N. N. — N. N., sie soll leben —“

fühl
milit
Güte
werd
Gew
zu b
Prot
aufg
Der

hoo
han
einer
mitt
zur
5 W
in d
mit
kopf
Die
Ang
ind
han
der
hnt
bes
geid
hag
am

Vom Kriegsschauplatz in Frankreich.



Gingang von Carency. (Im Vordergrund Pioniermaterial: Holz und Draht Hindernisse.)



Zusammengeschossene Straße in Carency.



Deutsches Feldlager auf dem Gipfel der Côte Vorraine.

Phot. Leipziger Presse-Büro.

Auch ich hatte bis dahin nichts von dem „göttlichen Funken“ gespürt bis zu einem Sonntagnachmittag.

Weil wir am Sonnabend „nicht dazu gekommen waren“, hatten wir uns am Sonntag mit Livius und seiner ollen Schacht am traktamentischen See abzugeben müssen. Und dabei lag lachender Sommer-sonnenschein auf den roten Ziegeldächern und dem üppigen Grün der Gartenbäume. Die Schwalben segelten durch die blaue Luft, und von den holprigen Strahlen drang das Klusen und Lachen spielender Kinder durch offene Fenster in unsere Bude. Und uns war es sehr lieb, als einer schließlich den Livius energisch zuflachte und rief: — „da bleibe, wer Lust hat, mit Sorgen zu Haus!“ Schneller, als wir uns an die Arbeit gemacht hatten, verließen wir sie und schritten durch die Reihen der alten Häuser dem verwinkelten Stadtor zu, das einst die Kühnheit gehabt hatte, zwei Tage lang dem Machtwort Wallenstein'scher Reiter zu trotzen.

Das herrliche Sommerwetter hatte viele Bürger herausgelockt. Der graubärtige Schustermeister hatte den würdigen Bratenrod angezogen, der schon so manche Hochzeit und Beerdigung mitgemacht hatte. Ein wenig eng war das Kleidungsstück im Laufe der Jahre geworden, und der Meister schaute wie unsre Leute während der Augustmarche in Belgien, aber stolz schritt er neben seiner Ehehälfte einher, deren grellgrünes Kleid mit den Wiesen famos harmonisierte. Ihr ältester Sohn Karl, der bei einem Rechtsanwalts-Schreiber war und durch seinen Kneifer unsern Hohn hervorrief, ging gestützt neben seiner Frau Mutter her und versuchte vornehm nachlässig die schwarzen Glacehandschuhe zu schwenken, die er wohl seit der Konfirmation sein eigen nannte. Die siebenjährige Tochter Lise aber, deren allzu straff geflochtener Zopf ganz die Gesichtsausrichtung der Mutter verriet, hatte sich den gleichaltrigen Nachbarkindern angeschlossen, sprang mit ihnen von dem einen Wegrain zum andern und pflückte blaue Glockenblumen und gelbes Löwenmaul. Handwerksgehilfen führten ihre Zigarren, Handlungsgehilfen die neueste Krawattenmode spazieren. Knaben schnitten sich Weidenstöcke und versuchten deren Güte an harmlosen Hunden zu erproben. Junge Mädchen schritten Hand in Hand dahin und summten: „Doch du, doch du, du hast mir nie geliebt — —“ oder so was Ähnliches. Und wir Pennäler setzten eine noch mehr dumm-höhnische Miene auf und schoben die Wägen noch mehr auf den Hinterkopf.

„Hören Sie mal, Behrns, Sie haben eigentlich eine vermißlicht satirische Ader,“ meinte der Hauptmann, „fängt so Ihre erste Liebe an?“

„Mädel oder kein Mädel, das ist jetzt die Frage,“ rief Kersien.

„O je, nun sieh einer an. Herr Hauptmann, ich würde dem Kersten den Hamlet entziehen; der variiert jetzt schon den göttlichen Shakespeare.“

„Schadet nichts, Behrns; ist ja nur 'n Engländer.“

Sie lachten.

„Fahren Sie fort, Behrns, wenn Ihre erste Liebe nicht so wägrig ist, wie die Tropfen, die da oben an der Decke hängen.“

Und Behrns fuhr fort.

Wir wollten nicht mit den Philistern die große Straße ziehen, die nach einer beliebigen Gartenwirtschaft führte, sondern bogen in den nächsten Feldweg ein, der von blumenreichen Wäldern und hohen Haselniskräutern begrenzt wurde. Ueber den Wiesen jubelten die Vögel, aus der Ferne drang das ferne Singen der Kinder, und über allem lag rosiggelber Sonnenglanz. Vor uns erhob sich ein heiteres Buchengehölz. Vieltimmiger Vogelsang tönte uns entgegen, sonst tiefe Stille im Walde, an dessen Rand über wuchernden Farnenwedeln elfenschlanke Libellen schwebten. Mit einer gewissen Andacht, die mich beim Eintritt in einen schweigenden Wald immer überkommt, schritt ich neben den Kommilitonen her.

Nach den funkelnden, flimmernden Sonnenglänzen der Landschaft draußen wirkte das Halbdunkel hier wohltuend. Nur hier und da drang ein goldiger Strahl durch das hellgrüne Laub der Buchenkronen und malte gelbe Kreise auf den Blätterübersäten Boden.

Plötzlich blieben wir stehen. Eine glodenklare weibliche Stimme sang jauchzend: — — noch sind die Tage der Rosen.“

Und bald darauf sahen wir eine ganz in blendendes Weiß gekleidete schlankes Mädchen an der Seite eines älteren Herrn um die Wegkreuzung biegen. Als die Sängerin uns bemerkte, schielte sie sogleich. Wir aber war's, als hörte ich die süße Musik ihres Sanges immer noch. Als sie näher kam, erkannte ich ein reizendes, jugendfrisches Gesicht mit lachenden Blauaugen. Unter breitkrempigem weißen Spitzenhut guckten widerspenstige goldige Locken hervor.

„Freia Wanadis,“ murmelte einer von uns.

Ich war ganz befangen von dem lieblichen Bild.

Als das Paar an uns vorüber war, sagte einer: „Donnerkeil, ich glaube, ich könnte mich verlieben. Wer ist das?“

„Den Mann habe ich mit roter Dienstmütze auf dem Bahnhofe gesehen, wird wohl ein neuer Stationsvorsteher sein.“

„Und das süße Mädel seine Tochter?“

Ich war ganz verstimmt. Während des ganzen Spaziergangs sah ich das entzückende Gesicht vor mir. Und als ich am Abend mich noch mit Hannibals norditalienischen Heldentaten abzuquälen versuchte, dachte ich immer an das fremde Mädchen mit den blauen Augen und dem Haar, Licht und glänzend wie der Glanz auf Freias Haaren.

Da Behrns einen Augenblick stockte, rief der jüngste Leutnant: „Bitte weiter, jetzt kommt doch bald: mein schönes Fräulein, darf ich wagen — —, und wie's im Faust weiter geht.“

„Herr Hauptmann, ich muß konstatieren, daß der Krieg auf einen unserer Kameraden schon verrohend gewirkt hat,“ meinte Behrns entrüstet.

„Nun, nun,“ beruhigte der Hauptling, „darin hat er recht, daß Sie weitererzählen müssen, wenn uns armen Höhlenmenschen bei Ihrer Schilderung auch das Wasser im Mund zusammenläuft, obgleich es uns hier an Feuchtigkeits wahrlich nicht mangelt.“

„Aber schon, um unser Nesthähnchen vor völliger Verrohung zu bewahren, werde ich fortfahren.“

Die Erinnerung an jenen Sonntag ist eigentlich die schönste aus der Zeit meiner ersten Liebe. — Nesthähnchen, schreiben Sie nicht solch polizeiwidrig ironische Grimasse. — Ich machte natürlich häufig Fensterpromenaden, rannte zum Bahnhof, als würde täglich ein neuer Fahrplan herausgegeben und war auch so gliallich, die Heimlichgeliebte dann und wann zu sehen. In meinen Träumen aber sah ich sie doch immer im weißen Gewande auf dem stillen Waldweg wie — wie Freia Wanadis.

Dann sah ich sie einmal im Winter bei einem Wohltätigkeitskonzert, und jener Abend hatte etwas Qualendes für mich.

In unserm Nest befand sich die Filiale einer auswärtigen Bank, und Filialleiter war seit kurzem ein jüngerer Mensch mit reichlich üppigem Haarwuchs, der mit breitkrempigem Samthut umherstolzte und tatsächlich musikalisch begabt sein sollte. Jedenfalls war er ein großer Windhund. Wir lernten ihn einmal auf einem Bierdorf kennen. Wir saßen an langem Tisch im kleinen Saal, in dem Sonntags Knechte und Mägde zu tanzen pflegten, hatten die vollen Krüge vor uns stehen und sangen die alten lieben Knechlieder. Der Filialleiter, der schon stark bezechet in der allgemeinen Schenke gesessen hatte, drängte sich an uns heran, und da er alle Lieder auf dem Klavier flott wegspielen konnte, war es uns recht. Schließlich aber, als er noch mehr trank, wurde er aus irgend einem kleinlichen Anlaß grob und pöbelte über „dumme Jungen, die sich als Studenten aufspielen wollten.“ Hätte der Wirt ihn nicht an die frische Luft gesetzt, hätten wir uns wohl veranlaßt gesehen, so zu handeln, wie es dazumal die Prager Protestanten mit den kaiserlichen Statthaltern machten.

Und an dem Wohltätigkeitsabend sah nun dieser Mensch am Klavier, prohte mit seiner Fingerfertigkeit herum und begleitete die blonde Freia, als sie Göthes „Ein Weibchen auf der Wiese stand — —“, ich glaube die Melodie ist von Mozart und andere Lieder sang. Und dabei hatte er eine so infam vertrauliche Art, sie anzusehen, daß der ganze Abend für mich eine Qual war.

Zu Ostern wurde ich grolsch vom Schicksal heimgesucht: ich hatte keine Veranlassung, mir eine neue Klassenmütze zu kaufen, und Freia hatte sich mit dem windigen Alimperlasterkünstler verlobt. Er hat dann in einer größeren Stadt eine andere Stellung erhalten und verheiratete sich, sodas ich das blonde Mädchen nicht mehr sah und allmählich meinen ersten Schmerz vergaß. — Nesthähnchen, lachen Sie nicht so. —

Erst als ich später Göthes Faust las und an die Szene „vor dem Tor“ kam, stieg jener Sonntagnachmittag vor mir auf, und wenn ich einmal das Bedürfnis hatte, in stiller Stunde ein Bild voll Sommerblühen und Sonnengliern, voll Lebensfreude und junger Schwärmerei, überhaupt voll reizendster und träumerischer Stimmung mir hervorzuzaubern, dann brauche ich nur mit Göthes Gestalten vor's Tor

zu gehen und seitwärts abzubiegen in den Feldweg mit den Haselnugbüschen, und auf dem Waldpfad steht vor mir eine schlank blonde Wädchengestalt — Freia Wanadis.

Behrns schwieg. Auch die andern sahen stumm sinnend vor sich hin. Schließlich meinte der Hauptmann: „Na, erschütternd ist die Geschichte ja nicht, lieber Behrns.“

„Ne, wech der Deibel,“ rief Resthächchen und zündete sich eine neue Zigarette an, da es mir ne Kriegshumoreske entschieden amüsanter —

„Aber, Resthächchen,“ widersprach jetzt Kersten, „sagen Sie so etwas nicht zu laut, sonst glaubt man noch, Sie wüßten von Götze noch weniger als der König von England.“

„Uebrigens hat es mich doch erschüttert, als ich meine Freia dann nach ein paar Jahren wieder sah,“ begann Behrns.

„Nu kommt die Trajodie,“ wispelte Resthächchen.

„Ja, sie kommt,“ und Behrns erzählte weiter.

Ich hatte mich im Mosenstädtchen noch nicht einmal nach einer Bude umgesehen, als ich schon Band und Miße bekam. Der Fuchtwart hatte viel Freude an mir, ich war auf dem besten Wege, ein Renommierschlager der Korporation zu werden und wurde schon im ersten Semester „ausgestellt“. Stach meinen Gegner auch wirklich brillant ab.

Mit dem gut kultivierten Durchzieher, der heute noch wie 'ne Brandwunde glüht, wenn ich auch nur zwei halbe getrunken habe, zog ich stolz zum erstenmal auf Ferien. Meine Mutter tat erst so, als wollte sie in Ohnmacht fallen, ließ sich dann aber doch gern von ihrem waffenfreudigen Sohn begleiten. Und als ich an einem sonnigen Nachmittag mit ihr durchs Tor nach dem Buchenwäldchen ging, sah ich auf einer Bank am Wege eine sehr einfach gekleidete Frau sitzen, vor der zwei kleine Kinder im Sand spielten.

Als wir näher kamen, blühte ich in ein frühweiltes, verhärmtes Frauenantlitz, das mir doch so bekannt vorkam. Fast wäre ich vor entsetztem Erstannen stehen geblieben — Freia Wanadis.

Stumm schritt ich neben meiner Mutter her. Ich wollte sie fragen, aber ich fürchtete, daß meine Stimme zittern würde. Schließlich sagte ich: „Aber wie kommt das?“

„Was?“ fragte meine Mutter.

„Ach so,“ stammelte ich verwirrt, „ich meinte, die Frau, die da vorhin auf der Bank saß.“

„Ja, das ist sehr traurig. Sie war verheiratet mit dem früheren Leiter der Bankfiliale hier. Vielleicht erinnerst du dich: ein Mensch mit mächtigem Samthut und Künstlermähne.“

„Ja, ja, der Krimperkastentierl. Ist er tot?“

Meine Mutter schüttelte den Kopf.

„Er war ja immer dafür, eine Rolle zu spielen. Nun, wenn man verheiratet ist und das Gehalt nicht gerade fürstlich, muß man sich einrichten oder Schulden machen oder —. Nun, du verstehst. Er hätte seine Schiebungen — oder wie nennt man das — wohl noch länger verbergen können. Aber da ist er obendrein noch mit einer Schauspielerin bekannt geworden und —“

„Und was schert mich Weib, was schert mich Kind,“ sagte ich grimmig.

„Ja, er hat Frau und Kinder in Stich gelassen und ist mit dieser seelenverwandten Künstlerin auf und davon. Natürlich stimmte seine Klasse nicht.“

„Und — und seine Frau ist jetzt bei ihren Eltern?“

„Ach wenn's noch so wäre. Aber ihr Vater starb bald nach jener traurigen Sache. Und nun müssen ihre Mutter, sie und die beiden Kinder von dem Wittwengeld leben.“

„Aber das ist ja unmöglich.“

„Ich dachte an meinen Monatswechsel, der sicher ebenso hoch war wie das Wittwengeld, von dem vier Personen leben sollten.“

Meine Mutter zuckte die Achseln.

„Sie sollen Verwandte haben, denen es recht gut geht. Und dann hilft die junge Frau gelegentlich in hiesigen Familien, sie soll sich auch mit Weihnäherei etwas verdienen.“

„Dieser Kerl,“ murmelte ich und schlug mit dem Handstock Primen durch die Luft, als stünde er vor mir, und ich könnte ihm den Schädel verdrücken.

„Aber, lieber Junge,“ sagte meine Mutter vorwurfsvoll, als ich so die Ergebnisse ihrer Erziehungskunst in Frage stellte.

Ich aber machte keine Fensterpromenaden vor Freias Wohnung. Im Gegenteil vermied ich es, ihr zu begegnen, um nicht in das verhärmtte Antlitz sehen zu müssen.

Alle sahen still da. Nur Resthächchen spielte mit seinem Revolver, als möchte er eine Kugel versenden.

Der Regen trommelte noch immer auf's Dach, als der Häuptling schließlich rief: „In die Federbetten, gute Nacht.“ —



Meiner ist auch dabei.

Von Margret Schweizer.



Es ist jetzt so still und traurig in Berlin, seitdem unsere Männer und Freunde im Felde stehen. Da gehe ich gern ins Kino, wo man uns durch Bilder und Vorträge von unsern ewigen Sorgen danken ablenkt, wo wir mit unsern geliebten Feldgrauen im Bilde mitleben und mitleiden und uns herzlich mitfreuen, wenn unsere wieder genesenden Feldgrauen neben uns ihr gesundes Lachen ertönen lassen.

Eine Reihe vor mir sitzt ein kleines, zierliches Persönchen. Das goldige Wuschelhaar umrahmt ein feines Kinderge-sichtchen, aus dem ein Paar große, tiefblaue Augen ernst und traurig blicken. Wenn lustiges Gelächter den Saal durchdröhnt, zuckt und zittert es in ihrem feinen Gesicht und die kleinen, weißen Händchen zerkrümmeln das weiße Spitzen-tuch. Das Spiel dieser zarten Hände fesselt mich, ich schaue näher hin und entdecke an ihrer Rechten einen glatten, goldenen Reif — den Trauring.

Eine junge Frau also, denke ich, die

kaum ihre zwanzig zählt, wahrscheinlich kriegsgetraut, vielleicht erst einige Tage, einige Wochen verheiratet ist. Nun verstehe ich auch ihre Aufmerksamkeit für die Bilder auf der Leinwand, ihre weitgeöffneten, leidspredenden Augen und das Zittern, das ihren schlanken Körper durchbebt. Glücklich mag sie ein kurzes Glück genossen haben, um dann ihren Geliebten weggeben zu müssen, einem ungewissen Schicksal preisgegeben — vielleicht auf Nimmerwiedersehen.

Der Künstler schilbert das Selbstbild der deutschen Mütter, der deutschen Frauen. Stille Heldinnen sind sie alle, freudig opfern sie das Liebste dem Vaterlande, ihr Herz bricht, aber kein Schmerzenslaut kommt über ihre Lippen. Mit ihren Segenswünschen begleiten sie sie hinaus, und zitternd, aber doch unfähig stolz, drängt es sich über ihre Lippen: meiner ist auch dabei.

Vor mir sitzt eine blonde, blasse Frau. Ihr kleiner, schöner Mund bewegt sich und leise wie einen Hauch höre ich die stillen Worte: meiner ist auch dabei —

Wir sehen unsere Feldgrauen in ihrer harten Arbeit, in ihren kleinen Freuden und Leiden; wir sehen die dunklen, ungemühtlichen Schlächtergräben und das weite, von den Granaten durchwühlte Schlachtfeld. Und dort, in dem einen Graben ein plötzliches Drängen und Rüktern und heraus aus der Tiefe stürmen unsere Feldgrauen, die Offiziere voran mit hochgeschwungenen, blühenden Degen. Aus dem feindlichen Graben ein rasendes Maschinengewehrfeuer, ein tausendfältiges Aufblühen, eine dicke Wolke von weißem Pulverrauch, hier und da stürzt mancher Brave, von einer Kugel ins Herz getroffen, zusammen — aber unaufhaltsam vorwärts drängt die mutige Schar, ein wildendes Panzergewalt gegen Mann, — der Graben wird mit Hurra genommen. Hell auf strahlen die Augen des jungen Weibes vor mir, das seine Köpfchen richtet sich empor und in ihren leuchtenden Blick lese ich's: meiner ist auch dabei.

Ein neues Bild.

Durch die Straßen des eroberten feindlichen Städtchens ziehen mit klingendem Spiel die Sieger. Träumerisch lehnt sich die junge Frau in ihren Sitz zurück und ein holdes Zukunftsbild zaubert ein glückliches Lächeln auf ihre Lippen. Nicht mehr im Feindesland, nein, durch das Brandenburger Tor marschieren blumengeschmückt, mit dem Eisernen Kreuz auf der Brust unsere siegreichen Truppen. Alle Glocken läuten, ein Singen und Klängen ringsum, ein Brausen und Jubeln, ein Winken und Grüßen, und aus der jubelnden Menge lösen sich glückliche Frauen und Kinder und stürzen sich in die Arme der heimkehrenden Gatten und Väter.

Vor mir zwei ineinander verschlungene Söndchen, wie zu innigem Gebet gefaltet.

Und um die zuckenden Lippen der jungen Frau das inbrünstige Flehen: Lieber Gott, gib, daß ich auch mitjubeln darf: meiner ist auch dabei.

Eine blonde, zierliche Frau mit großen, ersten Blauaugen schreitet mit träumendem, hoffnungsfrohem Blick dem Ausgange zu.

Ernst und Scherz

Eine merkwürdige Verordnung erließ Kaiser Leo IV. (775–780), indem er die Vereitung und den Genuß der Blutwurst verbot. Er wies dabei auf das ältere Verbot des Bluteßens im Alten und Neuen Testament hin und besagte, daß die Menschen so tollkühn geworden wären, teils des Gewinnes, teils der Vedeerei wegen, Blut in essbare Speise zu verwandeln. „Es ist uns zu Ohren gekommen“, heißt es dann in dem darauf befindlichen Erlaß, „daß man Blut in Eingeweide wie in Röcke einpackt und so als ein Gericht dem Magen zuschickt. Es kann aber unsere Kaiserl. Majestät nicht länger dulden und zugeben, daß die Ehre unseres Staates durch eine so frevelhafte Erfindung auf Schlemmerei erpichter Menschen geschändet werde. Wer daher Blut zur Speise umschafft, er mag nun dergleichen kaufen oder verkaufen, dessen Güter sollen konfisziert, er selbst hart gegrigelt, zum Zeichen der Ehrlosigkeit bis auf die Haut geschoren und auf ewig aus dem Reiche verbannt werden. Auch sollen die Obrigkeiten, weil sie ihr Amt nicht wachamer geführt und eine solche Untat haben geschehen lassen, mit zehn Pfund Goldes büßen.“

Abhärtung. Ueber die Frage, ob es schädlich sei, mit blohem Kopfe zu gehen, hat schon der alte Grieche Herodot durch Vergleichung der Egyptianer und Perser entschieden. Er bemerkt, daß bei Ersteren, die den Kopf immer entblößten, dieser Körperteil sich in einem weit gesunderen, den äußeren Einflüssen weniger zugänglichen Zustand befinde, hingegen schwach und kränkelnd bei den Persern sei, die ihn stets sorgfältig bedeckten. Hannibal und Julius Caesar gingen beständig in blohem Kopf, sowohl im brennendsten Sonnenschein als im Regen, weil sie sich überzeugt hielten, daß man vom Wetter nur dann nichts zu fürchten habe, wenn man ihm Trotz

Bilderrätsel.



(Auflösung folgt in nächster Nummer.)

biete. Weder Kälte noch Regen konnten Masinissa, den König von Numidien, bewegen, sein Haupt zu bedecken. Kaiser Severus hatte seinen Kopf ebenfalls so abgehärtet, daß er im ärgsten Schneegestöber keine Bedeckung aufsuchte.

Friedrich der Große und sein Aufseher. Friedrichs des Großen Leibkutscher, Pfund, stand bei seinem königlichen Herrn sehr in Gunsten und Ansehen. Der König besprach alle Reisen nur mit Pfund. Einst hieß es: „Pfund! in einer halben Stunde geht es fort zur Revue nach Preußen“. — „Nun ja! Daß sich Gott erbarme! In einer halben Stunde fortreisen! Das geht nicht, Majestät“. — „Und weshalb nicht, wenns Herrn Pfund gefällig ist?“ — „Weil ich in einer Stunde ein christliches Werk verrichten und bei dem Jungen meines Nachbarns Gevatter stehen will.“ — „Nun, dann muß ich deines christlichen Wertes wegen schon noch eine Stunde länger warten.“ — „Soll auch nichts ausmachen, Majestät; es kann nachher desto geschwinder gehen.“

Vorrecht. Die Deutschen wollen englische Schützengraben stürmen. Ein Bataillon Bayern hat schon die Gewehre am Lauf gepackt, um mit dem Kolben den Graben zu säubern. Da sprengt ein sächsischer Major heran: „Verzeihung, Herr

Kamerad, mein Bataillon hat's Vorrecht!“ — Heftiger Widerspruch. — „Na, aber wir Sachsen werden uns doch die Angelsachsen angeln dürfen!“

Maurische Speise-Gisttte. Um bei den Mauren von Marokko mit Anstand zu speisen, muß man eine große Kunstfertigkeit entwickeln. Wie die Araber überhaupt, so greifen auch sie mit den Fingern in die Schüssel und holen eine Handvoll Speise heraus. Bessere sofort zum Munde zu führen, wäre der ärgste Verstoß gegen die gute Sitte. Sie muß erst zwischen den Fingern gerollt und zu Kügelchen geformt werden. Aber auch dann darf man diese nicht direkt auf dem kürzesten Wege in den Mund bringen, sie müssen aus einiger Entfernung hineingeworfen werden. Je weiter man dabei die Hand vom Munde weghält, für desto anständiger und gebildeter gilt der Gast.

Rätsel-Ecke

Zweifelbige Scharade.

Die Erste eilt mit Blitzesschnelle,
Sie gleicht der ewig flüchtigen Welle,
Im Wirbel tanzt sie auf und nieder,
Sie läßt nicht halten sich und binden,
Und die da floh, kehrt niemals wieder.
Um mit dem Gange fortzuschreiten,
O Menschentind, such' mit der Zweiten,
In meine Erste Dich zu finden.

Rätsel.

Den Namen, den das erste Wort
Nennt, manche Städte haben;
Such' sie in Deutschland hie und dort,
Zum Weisheit auch in Schwaben.
Das zweite Wort nennt Wesen Dir,
Die also zu Dir sprechen:
„Wir zählen zu den Musikanten,
Doch nicht zu den Charmenten;
Nun, das ist kein Verbrechen,
Denn niemals brachten Schaden
Je uns're Sereenaden.“
Von beiden Wörtern, wenn verbunden,
Wird endlich eine Menschenart
Zem Leben Deiner offenbart,
Die nur zu häufig wird gefunden.
Zwar steden immer viel von ihnen
Hübsch hinter schwedischen Gardinen,
Doch frei herum läuft noch ein Paar,
Viel größer, als zu wünschen wär'.

(Auflösungen folgen in nächster Nummer.)

Auflösungen aus voriger Nummer:
des Rätsels: Würfel; des Wortspielrätsels:
Schnitzer; der Skatenaufgabe:

Im Skat lagen Pil-7 und Karo-D.
A hatte: Pil-B., Herz-B., Karo-B., Pil-A., 10,
D., 8, Herz-D., 8, 7;
C hatte: Herz-A., 10, A., D., Karo-A., 10, A.,
9, 8, Herz-7.

1. Stich:	Pil-A., 9, Karo-A.	— 22
2. "	Pil-10, A., Herz-A.	— 25
3. "	Pil-D., Kreuz-D., Karo-7	+ 6
4. "	Kreuz-B., Karo-8, B.,	+ 4
5. "	Kreuz-B., Karo-10, Herz-B.	— 12
6. "	Pil-8, Kreuz-A., Karo-9	+ 11
7. "	Kreuz-8, Herz-10, Pil-B.	— 12

Den Rest erhält der Spieler, aber die
Gegner sind bereits auf 71 Augen gekommen.

Nachdruck aus dem Inhalt d. Bl. verboten.

Verantwortlicher Redakteur A. Jöring, Berlin.

Verlag v. J. Neumann, Neudamm 1894.

Das Alkoholverbot.

„John Bull wird nüchtern und sieht, daß Deutschland nicht zu
besiegen ist!“

